

Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Spies, sehr verehrte Frau Dr. Sewering-Wollanek, Sehr verehrte Frau Dr. Giephardt, liebe Familie, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Gäste, liebe Mitglieder der Gleichstellungskommission

Erst vor zwei Jahren habe ich zum Jubiläum des Landesbehindertenrates hier im Rathaussaal einige Worte sagen dürfen. Damals hatte ich nicht damit gerechnet, nach so kurzer Zeit wieder hier zu sein. Auch mit dem Gleichberechtigungspreis der Stadt Marburg, für den ich Ihnen ganz herzlich danken möchte, habe ich nicht gerechnet. Aber ich muss sagen, ich habe mit vielem in meinem Leben nicht gerechnet. Ich habe nicht damit gerechnet, dass ich einmal arbeiten würde. Und auch nicht damit, über die Erwerbsarbeit hinaus politisch und feministisch aktiv zu sein.

Der Weg in ein aktives Leben ist für Menschen mit Behinderung immer noch nicht so selbstverständlich, wie er eigentlich sein sollte.

Ihn zu gehen erfordert schon eine gewisse Anstrengung. Darüber hinaus aber auch Unterstützung. Auf sich allein gestellt kommt niemand wirklich weit. Deshalb möchte ich zunächst einmal Danke sagen – nicht nur für den Preis, sondern den Menschen, die auf meinem Weg dabei waren und sind: den Assistentinnen, die bei der Bewältigung von Arbeit und Alltag helfen, und dem fib e.V., der diese Assistenz organisiert.

Um eine Aufgabe zu bewältigen, muss man sie erst einmal erkennen. Aus einem Rollstuhl bietet sich darauf eine andere Perspektive als ohne, und die Bedingungen, aktiv zu werden, sind andere, ebenso wie die Kämpfe, die man führen muss.

Meine politische Aktivität begann mit Feminismus, in der Frauenbewegung allgemein. Im November 1982 lernte ich die Frauen von der Fachschaft Jura kennen und ging von da an zu einigen Frauengruppentreffen. Seit Frühjahr

1983 war ich aktiv in der autonomen Frauengruppe des AStA Marburgs, später dann in der feministischen Frauenliste im AStA, die das feministische Archiv entstehen ließ. Durch meine Arbeit in der Arbeitsgruppe Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie setzte ich mich vermehrt mit der Situation behinderter Frauen auseinander. Dabei verschärften sich einige Probleme – etwa die Konfrontation mit einem marktgängigen und sorgfältig gepflegten Schönheitsideal –, die Situation auf dem Arbeitsmarkt. Behinderte Frauen sind häufiger Opfer sexualisierter Gewalt, etc.

Als ich aus dem Konrad-Biesalski-Haus auszog, in die eigene Wohnung, mit ambulanter Hilfe, musste ich zunächst gegen den Zivildienst kämpfen.

Denn die Bundespolitik verknüpfte den Zivildienst mit dem Wunsch behinderter Menschen aus einer Einrichtung auszuziehen. Damit sollte der Dienst am behinderten

Menschen unattraktiv werden. Sich um schwerbehinderte Menschen kümmern! Ganz harte Arbeit! Zerret an den Nerven und ist irgendwie mit einem körperlichen Ekel besetzt! Es wäre der Mühe wert, nach dem Bild von behinderten Menschen zu forschen, das dahinter stand. Gleichzeitig führte die Verknüpfung mit dem Zivildienst zu einer preisgünstigen Assistenz für den Staat.

Aber dafür ist hier nicht der Ort. Hier geht es um ein ganz banales Problem: Zivildienstleistende waren ausschließlich Männer. Das ist an sich nicht schlimm, dafür konnten sie ja nichts... Aber ich wollte nicht von Männern gepflegt werden – zu Hause, unterwegs, bei der Arbeit und allen notwendigen Verrichtungen, den ganzen Tag.

Um meinen Anspruch durchzusetzen, von Assistentinnen gepflegt zu werden, musste ich klagen. Das war eine langwierige Geschichte, die sich von 1986 bis 1991 hinzog. So unangenehm

und zermürend Prozesse sein können: dieser war auch eine Erfahrung von Emanzipation. Es ist ja nicht leicht, sich von der Vorstellung zu befreien, dass frau sich den Strukturen der Fremdbestimmung nicht entziehen könne. Zumal, wenn sie auch noch wohltätig daherkommen und mit dem Anspruch auf Dankbarkeit dafür verknüpft sind, dass sie es einem ermöglichen, über den Tag zu kommen.

Hier war nun ein Beispiel – eines, das ich durchkämpfen musste, aber dennoch ein praktisches Beispiel dafür, dass ich nicht widerspruchslos hinnehmen muss, was eben geboten wird, sondern eigene Ansprüche formulieren und mich der Fremdbestimmung widersetzen kann.

Auch das war natürlich nur mit breiter Unterstützung möglich. Ohne den fib und Jürgen Markus hätte ich dies nie durchgestanden. Viele andere haben mich auch sehr unterstützt. Aber die Mobilisierung dieser

Unterstützung wie auch die Erfahrung der Solidarität, die daraus entsprang, waren wiederum Schritte zum Bewusstsein der Selbstwirksamkeit. Das ist eine wichtige Erfahrung, die irgendwann jeder behinderter oder diskriminierter Mensch machen muss, wenn sie/er nicht in die Rolle des bemitleidenswerten, zu betreuenden Objekts fallen will: Wir können uns auch aus schwieriger, mehrfach diskriminierter Lage wehren und Dinge in Bewegung setzen. Eine Frau im Rollstuhl ist nicht hilflos. Ich bin nicht hilflos.

Um diese Erfahrung machen zu können, müssen bestimmte Voraussetzungen gegeben sein. Die Möglichkeiten dazu öffnen sich durch äußere und innere Faktoren: es müssen äußere Strukturen da sein – ich muss einen Prozess führen können –, es muss aber auch das Selbstvertrauen vorhanden sein, diese Strukturen zu nutzen.

Hier kommen wir (zwanglos, ganz nebenbei)

zum Stichwort Inklusion. Ich sehe meine Regelschulausbildung als Voraussetzung dafür, dass überhaupt der Gedanke entstand, sich wehren zu können, die Möglichkeit dafür zu erkennen und zu nutzen.

Daher kann ich nur die inklusive Beschulung für alle Kinder fordern, egal welche Behinderung vorliegen sollte.

Die endgültige Abkehr von der Förderschule ist keine einfache Aufgabe. Es müssen alle Bedarfe berücksichtigt werden, und dazu ist der gesellschaftliche Wille nötig, den damit verbundenen Aufwand zu stemmen. Wir sollten daran arbeiten, eine Gesellschaft aufzubauen, in der diese Aufgabe nicht als Wohltätigkeit gesehen wird (oder gar als Privilegierung einer Minderheit zulasten der nichtbehinderten Kinder), sondern als selbstverständliches Erfordernis von Gleichberechtigung.

Eine tatsächlich gleichberechtigte Gesellschaft bietet allen die Möglichkeit zur Teilhabe an Bildung, Ausbildung und Erwerbstätigkeit. Das bedeutet, sie hilft benachteiligten Menschen auch, das Selbstvertrauen aufzubauen, das sie brauchen, wenn sie die Teilhabemöglichkeiten nutzen wollen. Die Fähigkeit zu sagen: Ich bin genauso wenig perfekt wie jeder andere Mensch, aber das, was ich tun will, werde ich schon hinkriegen – das ist eine Fähigkeit, die sich Menschen mit Behinderung oft erst einmal erarbeiten müssen.

Genau das ist ein wichtiger Aspekt meiner Arbeit in der fib-Beratungsstelle. Es geht darum, die Kund*innen bei der Entwicklung ihres Selbstvertrauens zu unterstützen, Möglichkeiten aufzuzeigen, sich gegen Diskriminierung zu wehren, sich nicht alles gefallen zu lassen.

Solche Wege kann Beratung aufzeigen. Aber wer sich auf den Weg macht, mag Beispiele hilfreich finden, die zur Orientierung dienen.

Man muss ihnen nicht unbedingt nacheifern; vielleicht zeigt sich auch im Widerspruch, welche Richtung man selber einschlagen möchte. Nötig ist in jedem Fall eine Ansprechpartnerin.

Um es konkret zu machen: Behinderte erwachsene Frauen, die z.B. im Berufsleben Erfahrung gesammelt haben, könnten sich als Patin oder Mentorin für behinderte junge Frauen oder Mädchen engagieren. Als Beispiel für Selbstwirksamkeit in verschiedenen Situationen könnten sie Selbstsicherheit vermitteln, als Dialogpartnerinnen zur Klärung von Fragen beitragen, schließlich vielleicht auch als Adresse für Widerspruch eine Reibungsfläche bieten, an der sich Initiative entzünden mag. Könnte es nicht eine Aufgabe für das Gleichberechtigungsreferat der Stadt Marburg sein, ein solches Patinnen- oder Mentorinnen Amt zu organisieren, zu koordinieren und zu vermitteln?

Wenn man einen konstruktiven Vorschlag fertiggebracht hat, sollte man zum Schluss kommen – bevor man ihn am Ende selber wieder zerredet. Ich möchte schließen, wie ich begonnen habe: mit einem herzlichen Dankeschön für diesen Preis, vor allem aber an meine Familie und Freund*innen, ohne deren Unterstützung ich nicht weit gekommen wäre; und namentlich möchte ich Rita Schroll erwähnen, meine Mitstreiterin aus dem Hessischen Koordinationsbüro für Frauen mit Behinderung, für das ich im Landesbehindertenrat Hessen sitze. Ritas tatkräftige Unterstützung hat es mir ermöglicht, den Vorsitz auszuüben. Euch allen vielen herzlichen Dank!